

# Theater im Reich.

Altes Theater Leipzig.

Die lebende Neujahrsvorstellung im Alten Theater zu Leipzig, die am Donnerstag Abend stattfand, sah Fritz Kortner vom Staatstheater in Berlin als Gast in der Rolle des Sphid in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Eine Schalepore-Aufführung, wie sie sein muß und wie wir sie in Halle leider nur höchst selten zu sehen bekommen: Eine folgte auf Szene wie Schlag auf Schlag, die Bühnenbilder, mit den einfachsten Mitteln erzeugt, wöhlen nicht Willkürlich vorläufigen, wöhlen nur stilisierte Rahmen geben für das Relief der Handlung. Einen Fehler hatte die Aufführung immer: Fritz Kortners überragende Größe erdrückte die Leipziger Kräfte, ließ sie klein erscheinen. Er war ein Jude, der vor Freude aufschrie, wenn er einem der so heilig tönenden Christenmenschen seinen Haß fühlen lassen konnte. Wie er lese vor sich hinlang, wie er beim Abschluß des Handels mit Antonio das Eingebot ins lächerlich Hamlo'sche Händelrecht, wie er vor allem bei der Forderung, sich taufen zu lassen, seinen Mantel schweigend über den Kopf zieht, das bleibt unvergessen. Daß die uralte, ewigen Gefühlsbrände eines Fritz Kortner durch die Kunst des kleinen Leipziger Theatersraumes vieles von ihrer Elementarität verloren, kann dem Schauspieler nicht als Fehler angezählt werden. M. Otto Morgens hat vielleicht allzuviel lobende Vorzüge, eine Mischung von Unnahbarkeit und Zielbewußtheit, war die einzige, die neben Fritz Kortner Schritt zu halten vermochte. Otto Reiff sollte als Antonio in der Gesichtsbildung nicht über den Sphid lächeln, dessen Schicksal Fritz Kortner als ein unverdientes Hinzuweisen vermochte. Ray Attkill bellarmierte den Bassanio; der Angebot Gabbio Eugen Aberers verriet ändernden Woll. Der Bassanio setzte erstmalig nach der Subal-Szene ein, um nach dem 4. Akt seinen Höhepunkt zu erreichen. Vielleicht entschließt sich die hallische Zeitung auch einmal dazu, Fritz Kortner als Gast zu engagieren. Wo ein Mitleid ist, da ist auch ein Maß.

C. H. B.

Ein neues Subermans.

Im Westliner Hoftheater erlebte Subermans Schauspiel „Die Freunde“, das 1918 als Buch erschienen ist, die Wiederaufnahme. In dem Stück weiß die Leslerin Julia, ein heftigstes Weib dämlichen Charakters, ihre Pensionstrentin, eine junge verwaltete Ehefrau, für sich und ihre Pensionist zu gewinnen. Die schiefste Gestalt des Stückes, ein keppischer Arzt, wurde von Hermann Ballentin naturgetreu dargestellt. Hans Aders als junger Theologe und Paul Bismarck als alter Pastor stellen ihren Mann. Schauspielers die denkwürdigste Gestalt gab Carola Toelle als junge, schmachtvolle Witwe. Die Dämonin Juliana wurde von Ella Durieux mit der ganzen Würde ihres Temperaments gespielt. Der Direktor konnte für starken Beifall danken.

K.

## Bunte Zeitung.

Die Deutschen in Belgien. Herbert Eulenbergs legt in einem Aufsatz auf den großen belgischen Dichter Remondier folgendes Zeugnis ab: Die Gerechtigkeit zwingt vor allen uns, Rheinländer, nachdrücklich festzuhalten und laut und öffentlich, so oft es nötig ist, ohne Unterbrechung, auszusprechen, daß die Deutschen vor dem Krieg niemals über eine schlechte oder kränkende Behandlung in Belgien zu klagen gehabt haben. Vom Rhein führen in jedem Sommer in den Jahren vor 1914 zahllose Familien in die belgischen Strände. Welt waren es sogar kleinere Bürgerleute, die wenig Geld ausgaben und der Willigkeit halber mit ihren Kindern die Herbstferien dort am Strand verbrachten. Wanderversuche und Heft waren besonders bei der Allgemeinheit beliebt. Künstler oder Eigenbrötler suchten die etwas abseits gelegenen Küsten auf. Wie Knodder-Mer an der holländischen Grenze, wo Wilhelm Schindler mit seiner Frau für 500 Mark ein Vierteljahr verbuchte, wöhlen dessen er sein Drama „Der Graf von Gleichen“

schrieb. Oder man ging an die westliche Küste nach Da spanne. Oder in das ganz verdeckte Coghde, in dem Remondier eine Welt sich im Sommer und Herbst den Seebad in seine brandroten Haare blasen ließ. Niemals und nirgend sind wir als Deutsche vor dem Krieg in Belgien schlechter aufgenommen oder unfreundlicher bewirtet worden als die eingeborenen Ausflügler und Erholungsreisenden. Um so schmerzlicher und bitterer war darum für den gebildeten Rheinländer dieser von unserem Generalstab herbeigeführte und wie wir dann zu unserem Entsetzen erfahren, seit Jahren vorbereitete Bruch mit Belgien. Jählings sahen wir uns in den grauigsten Krieg mit einem Volke verwickelt, das uns nie etwas Böses zugefügt hatte, mit dessen Land uns glückliche und frohliche Erinnerungen vereinigten.

Die Blume im Knopfloch. Sie kehrt wieder, die Blume im Knopfloch des Herrentodes. In England, wo einst Joe Chamberlains Dröhlde Aufsätze erregt, war diese hübsche Belegung der sonst so einseitig und unpoetischen Herrentekelung während des Krieges vollständig verschwunden. In diesem Sommer aber gucken wieder aus den Knopflochern der gutgekleideten Herren in London die Kinder Floras munter hervor. In den Blumenengeschäften sind die Herren, die sich jeden Morgen ihre Anstecknadel mit Sorgfalt und Anstand ausfinden, fröhliche Gäste geworden. Eine besondere Modeblume gibt es nicht; man wählt die Blume so aus, daß sie zu der Farbe des Anzuges in Einklang steht. Doch sind die bevorzugten Kleinfloren, die am häufigsten in den Knopflochern der Herrenwelt erscheinen, blaue und weiße Nelken.

## Literatur.

„Gefangen in England. Erlebnis und Beobachtungen“ von H. v. Ref. Dr. Jof. Wächter. Verlag Franz Vögelmeier, Hildesheim.

Wächters Werk ist eine geistig tief durchdachte Arbeit, die sich nicht begnügt mit Oberflächlichkeiten in Beschreibung der einzelnen Handlungen und Begebenheiten. Sie erhebt sich über ähnliche Werke weit hinaus durch die Wahrheit der Schilderung, die wissenschaftliche Vertiefung und die dichterisch schöne Sprache, die zu lesen und mitzulesen weh. Einmal angefangen, legen wir das Werk nicht mehr aus den Händen. — Wir stehen an der Seite der Tapfern in den letzten schweren Kämpfen, halten mit ihnen Stand in den wüsten, schmerzlichen Granatdünen, vom feindlichen Geschützfeuer umtobt und wachen mit ihnen die dungen Nächte in tiefen Stollen, um abgesehen von den anderen Kameraden, in die feindlichen Hände zu fallen. Und dann folgen wir den niedergebungen, an Leib und Seele zerfallenen Heben ins Gefangenenlager nach England und weinen und lächeln mit ihnen — lachen? — Ja, auch die zu Tode gequälte Seele lächelt schon einmal auf, wenn auch nicht aus innerer Herzensfreude. — Wächter ist ein großer Psychologe. In der Schilderung der seelischen Zustände des eigenen Ichs und des inneren Seelenlebens der Kameraden ist besonders und zu einander liegt die Größe und Tiefe des Werkes. Durch all die seelischen Wirrnisse führt er uns geschickt hindurch; mit offenen Augen und Qual seiner Mitgefingenen. Wie ein gutes Relief liegt die Arbeit vor uns, Licht- und Schattenseiten deutlich hervorhebend.

L. J.

Der Kunstwanderer. Das zweite Augustheft des von Adolph Donath herausgegebenen „Kunstwanderer“ (Berlin-Schöneberg) beschließt den Jahrgang 1919/20 dieser auch im Ausland anerkannten und verbreiteten Halbmonatsschrift für alte und neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen. An leitender Stelle würdigt Dr. Friedrich Schöneberg-Jena die Schätze der „neuentdeckten Greter Bibliothek“. Professor Dr. Christian Scherer-Braunshweig bespricht und veröffentlicht bisher unbekanntes Arbeiten des Augsburger Goldschmieds Bernhard Strauß und Dr. O. V. C. Vogang sehr seine „Betrachtungen zur Wachsdruckbewegung der Gegenwart“ fort. In der vom Kunstwanderer eingeführten Rubrik „Kunstwerke, die noch nicht bestimmt sind“, publiziert unter anderem der Direktor des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, Professor Dr. Gustav C. Bajanek eine rätselhafte Fayence-Figur.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. W. Ulrichstr. 62. Verneuf 4520.

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 200

Mittwoch, den 8. September

1920

## Phinele.

Roman von Ludwig Rothmann.

„Sie sind so gut,“ stammelte Phinele, ohne aufzusehen, „und ich bin so häßlich gewesen.“  
„Ach, was Sie sagen! Ich hab Sie ja so gut verstanden! Und was nun das Gutsein angeht — lieber Himmel, das ist vor Leben doch das Allerbeste, daß wir Menschen einander ein wenig lieben können. — Kommen Sie jetzt. Es ist kühl geworden, und in einem halben Stündchen wird es dunkel sein. Wir sind hier auch nicht allein, und ich habe das unbehagliche Gefühl, daß man uns von den Wirsträumen aus beobachtet. Wir wollen hinunter gehen. Und dabei erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

Phinele erhob sich.  
„Ich bin so müde,“ sagte sie, während sie die wendenden Blondhaare medianisch zurückstrich, „so jähredlich müde. Und ich hab solche Angst! Ich hab heute einem Menschen, den ich lieber habe, als mich selbst, fürchtbar weh getan.“ Dann griff sie mit beiden Händen nach seiner Rechten und stellte ihn an:  
„Wenn Sie mit mir kommen und mir helfen wollten — ich müßte Ihnen ewig dankbar sein. Ueberhaupt, wenn ich gewußt hätte — Sie sind mir nämlich schon lange ein lieber Freund, und ich danke Ihnen so viel Freude und Schönheit. Als ich Ihren Namen hörte, hab ichs gewußt. Ich treibe nämlich leidenschaftlich Musik, und auch meine Mutter kennt Sie gut, aus Ihren Sachen. Ich bin Josefine Leitenberger. Meine Mutter ist die Schriftföhrerin Gertrude Leitenberger. Sie haben den Namen sicher schon gehört.“ Dann zeigte sie hinauswärts. „Und dort ist unser Haus — das lange, weiße in dem alten Garten. Dort ist jetzt vielleicht in größerer Not als ich dummes, schlechtes Ding, mein — Mutterle!“

Nun verschlug's ihr doch wieder die Stimme und sie presste das Taschentuch gegen die Lippen.

Er schlug einen munteren Ton an.

„Nun also, um so besser werden wir uns verständigen, wenn ich Ihre Empfinden nicht mehr als ganz Fremder gete. Und weil haben wir's ja auch nicht bis dort hinab. Ein halbes Stündchen, und Sie sind zu Hause. Aber Sie müssen mich führen, denn ich bin zum ersten Male hier und gar nicht wöhlend.“

Während sie hinabstiegen, beichtete Phinele sich alle Last von der Seele. Aber sie vergaß doch nicht, eifersüchtig zu versichern, daß sie ganz gut sei selbst eingesehen habe, wie jähredlich das war, was sie gewollt hatte, und daß sie's ganz gern nicht getan haben würde, auch wenn er nicht dagewesen wäre.

Welsbach sah sie lächelnd von der Seite an.

„Dann habe ich doch Unrecht getan und ich muß um Entschuldigung bitten.“

Phinele blieb stehen und packte ihm die Hände entgegen. „Nicht so, lieber Herr Professor! — Ich schme mich ja so sehr. Und ich bin Ihnen so unendlich dankbar. Es ist doch ein so unerwartetes Glück, daß Sie kamen und daß ich Sie kennen lernen durfte.“

Als sie schon fast im Tale waren und im tiefen Abendhatten dahinschritten, hieltete eine Frauengestalt den hellen Bergpfad hinan.

Phinele sah der Kommenden, die sie nicht erkennen konnte, ein abnungsvolles Anzeichen entgegen. Dann, als die Frau so

nahe herangelommen war, daß man ihr Gesicht wahrnehmen konnte, blieb Phinele, beide Hände fest gegen das Herz gepreßt, stehen.

Die Frau ging auf die beiden zu, vielleicht in der Absicht, sich eine Auskunft zu erbitten. Aber dann stürzte sie mit einem Aufschrei zu dem erstarrten Phinele hin, riß das Mädchen an ihre Brust und lachte und weinte, und stammelte nur immer: „Dul Du mein Einziges! Mein Böses! Meine Phinele!“ Phinele blieb ganz still und ließ in süßen, willenlosem Erstaunen den Sturm der Mutterliebe und des Wiedersehens auf sich niedergehen. Bis Frau Gerlinde dann das Gesichtchen des Mädchens zwischen ihre schlanke Hände nahm und die blauen, juckenden Kinderlippen inbrünstig küßte. Da stürzte Phinele vor Frau Gerlinde nieder und vergrub das Gesicht in den Falten des Kleides der Mutter.

„Mutterle!“ stammelte sie erstickt, „ich hab Dich doch nur so lieb!“ Das war alles, was sie jetzt zu ihrer Entschuldigunng sagen konnte, und Frau Gerlinde lächelte und war zufrieden damit.

„Ich weiß,“ sagte sie nur. Und noch einmal, aus tiefem Empfinden heraus: „Ich weiß!“

Professor Welsbach war still zur Seite getreten. Er ließ in stiller Ergriffenheit die Szene auf sich wirken, und wagte kaum zu atmen aus Furcht, die Fester dieses Wiedersehens zu lösen.

Als Phinele sich ein wenig beruhigt hatte, ging sie zu ihm, nahm ihn an der Hand und führte ihn zu Frau Gerlinde.

„Herr Professor Welsbach, Mutter. Aus Wien. Ein Freund dem Namen nach — Du weißt doch die G-moll-Suite. Und heute ist er uns wirklich ein Freund geworden. Ich erzähle dir noch, wie viel ich ihm zu danken habe.“ Und dann, nach einer ganz kleinen Pause, die wenig bedrückte: „Herr Welsbach weiß alles.“

Frau Gerlinde reichte ihm die Hand.

„Ich freue mich, Herr Professor, und ich danke Ihnen,“ sagte sie bewegt. „Josefine hat recht. Sie sind uns beiden sein Fremder mehr. Und wenn ich nun ein ersten Augenblick der persönlichen Bekanntschaft eine Bitte wagen darf, dann kommen Sie mit uns. Vorausgesetzt, daß Sie keine bringenden Verpflichtungen haben. Phinele sagt, daß Sie alles wissen, was eben das Kind Ihnen sagen konnte. Ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, ein paar Einzelheiten, die Sie nun vielleicht doch interessieren, noch hinzuzufügen. Wenn Sie wollen, können Sie noch einen der späteren Tage nach Leipzig besuchen — nahe bei meinem Hause ist eine Haltestelle. Wichtig aber machen Sie uns beiden die Freude, unser Gott zu sein.“

Phinele beistellte: „Ach bitte, bitte — Sie bleiben, nicht wahr?“

Welsbach sagte ohne Umstände zu. Er sei auf einer kleinen Erholungsreise und absolut Herr seiner Zeit.

Dann schritten Sie zum Wäde hinaus, Phinele hielt an Frau Gerlinde geschmiegt und vom Arm der Mutter fest umschlungen. Und alle schwiegen. In Tornowitz verlang eben die Abendglocke, und zur die stürzenden Wäfler des Wolfsbodes grüßten im tiefen Friede die Sehnstrenden mit leisen Kläuschen.

II.

Auf einer Höhe überhalb der Freitreppe stand Josef, der alte Diener des Hauses, und wartete auf das Boot, das, von Frau Gerlinde sicher geführt, eben an der Brücke herantam.

„Da sind wir!“ rief Frau Gerlinde, und es klang wie ein Jubelruf.



Josel begriff zwar nicht, welche Ursache zu besonderem Jubel vorhanden sei, aber er nidte doch eifrig und lachte pflichtschuldigst. Er hatte immer nur die Meinung seiner Herrschaft gehabt, und so sagte er denn auch jetzt mit einem hilflosen Versuch, seiner trodenen Stimme einen köchlichen Klang aufzuzwingen: „Gott sei Dank, gnädige Frau!“ Dabei laurierte er sich schwerfällig nieder und griff mit beiden Armen hinaus, bis er den Bootsrand erfassen konnte. Dann zog er das Boot heran und hielt es fest, damit die Herrschaften bequem aussteigen könnten.

Phinele sprang zuerst heraus. Sie war zuletzt von einer fieberhaften Gluthe ergriffen worden. Es war ihr, als müße noch etwas ausgeführt Schreckliches geschehen, um sie zu strafen. Denn eine Strafe hatte sie doch wirklich verdient, und daß sie nun doch zu Hause und in Sicherheit sein sollte, das kam ihr beinahe unmöglich vor. Vielleicht stieß das Boot irgendwo an, mitten im Strom, und sie verfanke alle. Phinele wählte freiwillig genau, daß es Hinterbänne, die ihnen bei der Ueberfahrt gefährlich werden konnten, gar nicht gab. Aber ihre Phantasie war gefährt, demnach Möglichkeiten auszufinden. Wenn plötzlich ein Arm sich aus den Wellen ergoß und das Schiffslein in die Tiefe gezogen hätte — es würde ihr in diesem Augenblick ganz natürlich gewesen sein.

Dann war man doch ganz heil und ungefährdet über die Mitte des Stromes hinübergeglitten, und das andere Ufer trat immer deutlicher in ungemäßigem Dämmerlicht hervor. Aber auch jetzt noch wurde Phinele die hille Angst nicht los. „Zwischen Lips' und Bachers Wand schwebt der finsternen Mächte Hand.“ Es gab gewiß solche Mächte, und die konnten schon machen, das ganz zuletzt doch noch etwas passierte. Vielleicht stieß das Boot an die Brücke an und lenkte. Oder vielleicht bot Josel, der da auf der Brücke stand und wartete, sich zu weit vor, wenn er das Boot selbständig wollte. Josel war doch schon recht alt geworden und er stand gar nicht mehr soher auf den Beinen. Und wenn er nun ins Wasser stürzte, dann mußte sie, Phinele, ihm nettlich nachspringen um ihn zu retten — wie war doch eine gute Schwimmerin. Aber schaudern erliebe sie dann in ihrer fieberhaften arbeitenden Phantasie das Schreckliche: Josel stammerte sich so auf sie an, daß sie nicht schwimmen konnte, und dann sanken sie beide in die Tiefe und ertranken. Vielleicht aber halter der Professor und die Mutter dem allen Diener aufs Tode; sie aber ertrank gewiß. Das alles erschien ihr möglich; unmöglich nur, daß sie in ein paar Minuten zu Hause und geboren sein sollte.

Aber dann war das Wunderbare doch geschehen: das Boot war ganz solche an die Brücke herangekommen und nicht gekentert; Josel war nicht ins Wasser gefallen und Phinele nicht jedenfalls ihm nachgesprungen. Dafür stand sie nun auf der Brücke, die kaum merklich unter ihr schwanke, und mußte sich mit der Zäufche abfinden, daß nun alles gut war. Denn daß nun noch etwas geschehen könnte, das gläubte sie selbst nicht mehr. Sie brachte ja nur die paar Gläser da hinauszusetzen, dann war sie im Garten — in ihrem lieben, launigen allen Garten. Und dann noch die fünfzig Schritte bis zum Hause — da konnte ihr nun wirklich nichts mehr geschehen. Und in abströmender Dankbarkeit redte sie weit die Arme und rief unter Laufen und Weinen: „Ich bin daheim! Mutterle, ich bin daheim!“

Frau Gerlinde war kaum weniger bewegt, als Phinele, und sie nahm das in Erregung zitternde Geschöpfchen an ihre Brust.

„Gott sei's gesant, mein Liebling!“  
Dann wandte sie sich gegen Herrn Weisbach.  
„Kommen Sie, Herr Professor! Und von ganzem Herzen willkommen!“

Zu Drexel stiegen sie langsam über die Freitreppe empor, während Josel das Boot anschoß. Am Gartentor machte Phinele sich los. Sie führte über den breiten, gutgepflegten Kiesweg hin ins Haus, warf einen Blick in das hellerleuchtete Eßzimmer und lief dann die Treppe hinauf in ihr Stübchen. Es nahm sie von allem wieder Besitz, was sie innerlich schon aufgegeben hatte, und wußte sich nicht zu fassen vor Not und Glüd.

Als — ein paar Minuten später — Frau Gerlinde oben erschien, um nach ihr zu sehen, fand Phinele mitten im Zim-

mer und weinte. Ersthoden sprang Frau Gerlinde hinzu: „Aber Kind, was ist denn nun?“

Phinele sah zu ihrer Mutter auf, und während die hellen Tränen ihr über die Waden liefen, lachte der zuckende Mund. „Ach Mutterle, ich bin so glücklich! Daß das alles vorüber ist und daß ich nun wieder hier und bei Dir bin!“

„Du liebes, kleines Ding!“ Frau Gerlinde presste den Kopf des Mädchens an sich und strich ihr liebestoll den Haar aus dem glühenden, tränenmatsigen Gesichtchen. So standen sie ein Weilschen still und den Augenblick hingebend, bis Frau Gerlinde sich he am: „Kommt, Kind — Du mußt Dich ein wenig zurecht machen. Herr Weisbach wartet, und so kommt Du, wirklich Du, jetzt kommen.“

Phinele schrak auf.  
„Gleich, Mutterle, ich bin gleich fertig. Geh nur hinunter.“

Fortsetzung folgt.

Weisbach hatte in dem behaglichen Wohnzimmer gewartet, das an das Eßzimmer ließ.  
„Nun, hat das Töchterchen sich beruhigt?“ fragte er heiter, als Frau Gerlinde eintrat.

Frau Gerlinde lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und sie setzte sich ihm gegenüber.

„Das wird wohl so schnell nicht werden. Einheiten ist noch Sturm im Gemüt, und ich hab' eben noch heftig Nagenhauer gesehen. Aber das ist natürlich, und es ist wohl auch gut. Das Gefühlleben ist bei Josephine außerordentlich stark entwickelt, dabei ist alles noch unangewöhnt und jeder Augenblick kann sie wohl in eine andere Richtung drängen. Das sind wohl ihre siebzehn Jahre. Uebergänge lagte der Arzt, den ich einmal darüber befragt habe. Manchmal bin ich recht in Sorge gewesen, wenn ich sah, wie sie immer gleich ihr ganzes Persönchen an impulsive Reizungen gab und nie das rechte Maß finden konnte.“ Sie schweig ein paar Augenblicke und sah bedrückt vor sich nieder. „Und nun heute dieses Schreckliche —!“ sagte sie dann schwer. „Ich habe geglaubt, sie ganz zu lernen; ich war so fest überzeugt, daß nie Unverständnis zwischen uns treten könnten — und nun gar Mißverständnisse so furchtbarer Art! Das Erstheden darüber steht jetzt erst in mir auf, da alle Gefahr vorbei ist. Und alles nur, weil sie mich lieb hat. Vielleicht darf ich Ihnen nochher den Brief zeigen, mit dem sie Abschied von mir nehmen wollte. Jedes Wort erfüllt von rührender Liebe, und doch aber über recht und ins Unnatürliche geistert.“

Fortsetzung folgt.

### Wiesbadener Schlandertage. \*)

Eine Sommerfahrt am Rhein.

Von

Dr. Carl Neumann.

(Nachdruck verboten.)

III.

Comme liegt über dem Land, gnadenreiche Sonne, wie sie der Rheingau braucht, wenn er gedeihen soll in Früden und Segen, wie sie den Trauben nottut und dem reifenden Obst, das in dichten Büscheln an den Ästen hängt. Ein Weinjahr wird das Jahr 1920 wie keines vorher und ein Obfjahr dazu, wenn der Herbst nur hält, was der Sommer nicht nur versprochen, sondern auch erfüllt hat. Es ist ein Reichtum über den Weiden und ein Segen über diese Art in das Land hinein, als ob der alte Herrgott auf diese Art wieder gutmachen wollte, was er durch die Besetzung gefährdet hat. Aber die Beobachtung, sonst frühlich, heiter und zieme lich sorglos, wird ihres Daseins immer recht froh. Wenn sie denn, ob der Frangis nicht morgen schon daher kommt und alles vernichtet? Weils sie, ob nicht irgend ein übermächtiger General überwegen in seinem Dänel schiner die Hand auf die Ernte legt, wie gefehrt aus ihre Wohnungen und ihre Habe. Denn das ist betrüblich wahrer Kunde, daß die Herren vom hochmächtigen König jede Wohnung samt dem Hausrat beschlagnahmen, wenn sie ihnen gefällig, und daß der geblogte Eigentümer sie innerhalb sechs Stunden verlassen muß und nichts anderes mitnehmen darf als nur seine Lebenswache. Viel Wohnungen sind auf diese Art an französische

\*) Vereinfachte Conzelezung vom 31. August und 1. Sept.

Offiziere übergegangen, und wo ebodem eine deutsche Mutter sorglich am eigenen, geliebten Hausrat schaltete, da gauselt jetzt oft eine Dame der mit Unrecht so beliebten Halbweib als „Gattin“ des französischen Herrn. Denn: nur verbeiratheten Offizieren wird der Wohnungsrab gestattet, doch man weiß zu leben und fragt nicht nach dem Traufheim. Es soll allerdings auch einige Fälle gegeben haben, wo die französische Behörde eingegriffen ist, wenn sie von solchen fanatidren Eschöbungen Kenntnis erhielt. Aber es gibt deren immer noch genug, und vor den Katernen Frauen sieht die seltene Mutter, französische und deutsche, daß die Soldaten nur zu wählen brauchen. Es ist da oft die reinste Freiheit! Früher soll es noch schlimmer gewesen sein, doch haben die unaußerseligen Vorstellungen und Verschuerden immerhin einige Verbesserungen erzielt. Der „ultraivierte“ Franzose findet bei solchen Dingen offenbar nichts. Es gibt aber, um der Wahrheit die Gerechtigkeit zu lassen, auch Franzosen genug, die mit diesem Gebahren nicht einverstanden sind. Diese haben aber keinen Einfluß.

Zuerst als Hüter der Ordnung, als Volkswort über den aufbrauenden Bolschewismus und Kommunismus, nicht eben ausfindlich angesehen, von manchem vielleicht gar schmerzlich erwartet, nun aber, nach genauerer Kenntnis, getrennt durch die scharfe Scheide des neuemachten Volksbewußtseins, verehrt und geschätzt, wie niemals vorher. Ein vollständiger Umsturz innerhalb eines Jahres. Die Sympathien, deren sich aus Gründen der vorerwähnten Temperamente, einer bescheidenen Tradition, sowie der Meinung gegen das Prudentium die Franzosen im rheinischen Gebiet des ehemaligen Rheinbundes zu erfreuen hatten, hat das gallische Regiment, wie ich das einmal in einem offenen Brief an den Kommandanten von Mainz vorausgesagt habe, restlos und vollständig vernichtet. Daß sich hier und da Weiber besessen, das will nicht besagen. Aber daß die Burden von Friesheim einem solchen Mädchen die Haare schoren und sie unter den Augen der erschauern Franzosen am Bahnhof an den Franger stellten, das will etwas besagen. Und das ist nur ein einziges Beispiel und nicht das grausamste. Sehr erfreulich und ein schönes Beispiel für das nationale Gefühl der rheinischen Sozialdemokratie ist ihre scharfe Stellungnahme gegen solche Weiber und auch die heftige und unverbrossene Abwehr gegen alle französischen Liebesgriffe. Ein achtenswertes Dokument dazu ist es, daß die Angehörigen der Wiesbadener Straßenbahn am Tage meiner Anfunft in einen Abwehrstreik eingetreten waren, weil sich ein französischer Offizier gegen einen Schaffner ruppig benommen hatte. Nach drei Tagen war der Zustand beendet, da das französische Kommando eine strenge Unterdrückung verprochen hatte.

In einer heimlichgekauften Weintheke, wo ich mit Bekannten landwirtschaftlich, war ein milder Obersee wider die Franzosen, und einseitig wurde versichert, daß sie die längste Zeit am Rheine gewesen wären. „Wie es zu sehen ist, ich bin u. m.“ hieß es hier und später an anderen Orten. Und als Kampfsänger erkante das alte Studententum:

Der Rheingardier hielt den Rhein  
in seinen scharfen Fängen,  
und Kaiser, Probus baute Weine  
an allen Bergeshängen.  
Da streckten nach dem Schwert  
die Hand die Deutschen aus  
und brummen in die Härte:  
Kaus! Kaus! Kaus!  
Kaus! Kaus! Kaus!

Es ist ein Sommerabstänger zum vaterländischen Dichter des besetzten Gebietes geworden.

Sonne liegt über dem Land, grüngolden funfelt bei Rhein. Fern und nah blaut der Kamm mit seinem schönen, sanftgeschwungenen Stamm hinter den fruchtbaren Gebieten. Wie strahlendes Feuer glühen die goldenen Kuppeln der griechischen Kapelle vom Meoberg herüber, zeln und weiß steht das schmutzige Bierel der „Platte“ vor dem fatibaren Damm, des Jagdschlösses, das sich der alte Herzog von Nassau gebaut hat, der als Grabstätte für seine erste Gemahlin auch die griechische Kapelle errichtete ließ. Auf der Abfölsöhe hat man nun ein Denkmal gesetzt, nicht eben besonders schön, aber ein ehernes Zeichen für die Bewegung, die dieser feine, schlichte Mensch bei seinen Massagen genoss. Sein Schlag in Weidlich, Acht und fiesch in May und Bonn, übertrag von dem gewaltigen Stiel der hohen Wurzel, ist eine der schönsten Darstellungen ganzer Hellen, ein lebensfrohes, heiteres Spiel, doch dessen hohe Benutzungen unendlich Licht trümt. Schade, daß im Herbsttage 1866 mancher der feineren Herren, die den Kitz des Daches trömen, von den Regeln des Bundes-

heeres verstimmt wurden. Heute noch redt Mars den zerflossenen Kammfluff liegend in die Luft. Bist Fremde muß in diesen hellen Sälen gewesen sein, bist Kuit und rheinischer Krotflanz auf diesen weiten, breiten Parkwegen über die sich moosgraue Linen wölben und binden und weiße Kastanien. In dem großen Keller, auf dem vor dem Kriege folge Schwäne silberne Reite pflegten, mitten zwischen blaum Fieber und mauerndem Holinder ein einjam Gemauer, grau und rissig, rotzig das eiserne Tor und der zierliche Tisch, die Moosburg. Ein abentenerliches, geheimnisvolles Versteck aus Wiesbadener Bernstein, wenn wir uns an grauerhangenen Wintertagen hier auf dem Gise tummeln. Wilde, unbändige Bandenkügel es hier, solange wir noch rechte Kerle waren, ehe wir als schmachtende Ritter ererbend ihren Spuren folgten.

Gesichtlein tauchen auf, die man längst vergessen wäunte; blanke Auglein und toletie Mäulchen; glatte, anstandsvolle Stirnen, von blondem, braunem, schwarzem Geträufel heftig umrandet.

Mädlein, so süß, Mädlein, die schuldlos Mäulchen unterm leeren Hutrand ... Die in lichten Schindern durch die Sonnentage huchten wie spielende Schneiterrings ... Krölein, voll Duft und Frische und Freude ... Verblüht, verweht ... ihr Krölein rot ...

Es ist ein besinnlich weites Wandern auf den Wegen der Jugend. Eine milde Patina hat sie freundlich umhoben. Schön wird alles, was man erlebt hat, und reich und festbar. Nichtig alles, was Sorge war und Ehen und bittere Not. Wieviel, o wieviel Schulwege in schwebender Angst; Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr. Und wenn ich die ganze Welt genähme, um den Weils, noch einmal in die Schule zu gehen, ich liebe sie fahren und wollte mich lieber in der Ginde verbergen und von Besingenden leben und roben Wurzeln — Es muß doch eine unabhänge Kraft in einem Kraben sein, daß er das überlebt.

Und hinter meinen Gedanken wandte ich her zum Friedhof. Kein besinnlicheres Wandern gibt es. Gewaltige Pflanzen behüten den Weg, auf dem sie alle wachen müssen bei ihrer letzten Fahrt. Aber nicht mehr wie ebodem trakt Stamm an Stamm. Die Rasenflächen sind gefallen dem schwarzen Witz der Art gleich mit den Wällen, die die Entschädigung von Mainz abgrenzen schürften, daß sie kaum noch einen faunen Strohpflanz das Tor ist geallen, das glühliche Buntrot, das in drei mächtigen Hagen die hocherhöhten Volkswerte durchschritten hatte. Wie die anderen Tore ist es gefallen, wie die freientliche Mauer, die am Rhein entlang lief, sieben Kilometer weit, und nun in künftiger Trümmern in der Rheinpromenade liegt. Wie sagt doch Goethe in seiner Rheinreise: Der Wohnort von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für einige Zeiten einen Keil zwischen bewohnt; alte und neue Nainen erinnern ihn daran.“ Auch der Steg ist verfallen, das kleine Gewässer und die täppichen Enten. Aber der alte „Klostergericht“, der Zollbeamte, der seit einem Menschenalter dort am Tore saß, der ist noch da. Alt und verpupelt, ein lebender Strauß aus seiner Zeit. Mit leisen Schritten wandert man von Grab zu Grab. Was, wer liegt da nicht alles? Denkmäler, altertgrau und ehrentüchtig, für napoleonische Grenadiere, für Preußen und Oesterreicher, für Geissen und Nassauer, und neue für Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, Türken, Marokkaner und Indier. Allein die Mahmbauer haben ein ganzes, reiches Feld für sich. Selbst genug haben diese Grabstätten mit ihren eigenartigen Zeichen mitten auf dem schifflichen Friedhof, was streng an Kreuz gebaut ist in unabwehrbarer Reihe. Lieber fünfshundert Mahmbauer, nicht gefallen, sondern gebrochen — 1919 und 1920 — eund umgekommen in dem ungewohnten Klima, von der französischen Regierung heher beschleht aus ihren heißen Jurten, ihren glühenden Hochbänden, gemordet zu Ehren der grande nation, die ihre Ohnmacht mit armen farbige maskiert.

Daneben deutsche Soldaten und andere, und alle Gräber umblät und unwachert, jedes ein freundliches Schätzlein für sich, dem niemand die Tränen anieht, die darauf gefallen sind, niemand die Not, die darum gelitten wurde. Und schon reist ein neuer Krieg heran, unheimlich, unentrichtbar. Mögen die Deutschen im besetzten Gebiet blind sein und taub sein für die Schmach, die dem Rheinland geschieht, dort unten empfindet sie Mann für Mann mit beneuendem Herzen. Eine Saat hat dort der Franzose gesät, eine Saat voll Witterel und Horn und Haß, so verdriffenem Haß, daß sie gar nicht anders kann, denn in Blut aufgehen. Der farbige grinst ... auch er ist ein Elende des welschen Wärlensdohns.

